

Das japanische Moos meines Freundes Giovanni

Autor(en): **Henne am Rhy, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

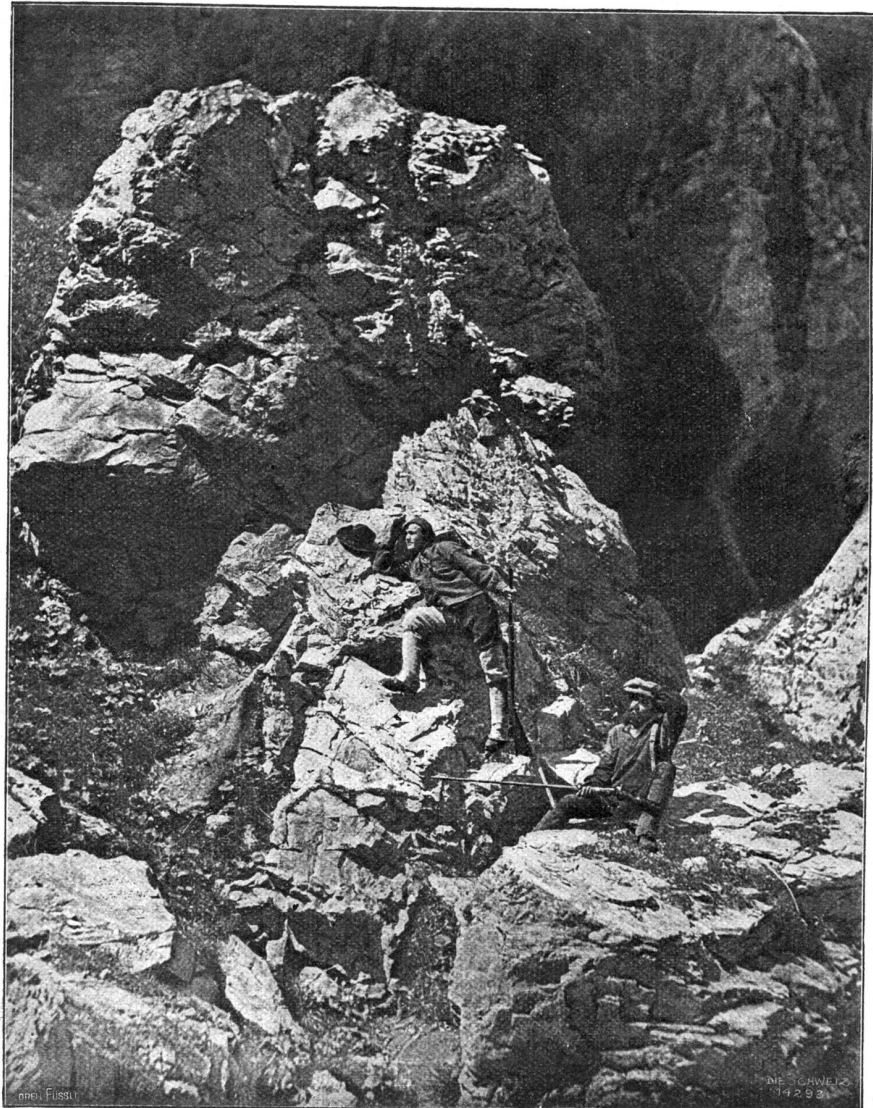
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sondern ihm nur fortwährend ins Ohr flüstert: „Dort oben auf jenen Faden müssen sie sein; dorthin weist die Fährte, die du schon seit Tagen verfolgt hast!“ Und er klettert und klettert, oft sein Leben einem bröckligen Stein oder einem Büschel Gras anvertrauend, bis er endlich die ersehnten Tierlein erspäht. Jenseits des gährenden Abgrunds sieht er sie sorglos weiden, noch keiner Gefahr gewärtig. Soll er den verhängnisvollen Schuß wagen, so, wie er steht, oder kann er noch einen Schritt tun, um den Stutzer besser handhaben zu können und seiner Kugel sicherer zu sein? Ein fallendes Steinchen, das Echo einer raschen Bewegung, ein längeres Verharren auf dem Fleck, wo er steht — er weiß, es kann die Aufmerksamkeit des Leitbocks auf ihn richten. Mit ängstlich gespannten Blicken verfolgt er jede Bewegung der ahnungslosen Tiere, sein Herz klopft in der starken Brust vor bangender Erwartung, all seine Gedanken sind auf das Rudel dunkler Gemsen gerichtet; denn jeden Augenblick kann der warnende Pfiff des Leitbocks ertönen, und dann —

So hat der „Gemsjäger“ im Bild Gestalt gewonnen.

R. P.



Gemsjäger im Hochgebirg auf der Lauer (Phot. Josef Mühlem, Luzern).

Das japanische Moos meines Freundes Giovanni.

Skizze von R. Henne am Rhyn, St. Gallen.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Im Hospital zu Benang, der großen englischen Handelsstadt an der Straße von Malakka, wo die an der ungesunden Nordostküste Sumatras ansässigen Europäer vorübergehend Erholung zu suchen pflegen, lernte ich ihn kennen. Er war ein sonderbarer Kauz, der schon eine lange Reihe von Jahren irgendwo oben im Serdangischen in großer Abgeschlossenheit eine Kaffeepflanzung betrieben hatte, damals, als die läppigen Delikatessen noch nicht davon träumten, daß es einmal mit ihrer Tabakherlichkeit ein Ende haben könnte und daß auch sie dereinst zum bescheidenen Kaffee herabavancieren würden.

Giovanni war damit gar nicht schlecht gefahren. Er hatte durch gute und schlechte Jahre mit immer gleicher, echt italienischer Ausdauer und Sparsamkeit seine kleine Pflanzung zur Blüte gebracht und brauchte nun schon seit geraumer Zeit nicht mehr wie die Tabaker mit Angst und Zittern auf die Telegramme zu warten, die den Verkauf der Ernte aus Europa

meldeten und in ihren trockenen unbarmherzigen Ziffern so manchem das Todesurteil sprachen. Giovanni war, wenn auch nicht reich, so doch vollkommen unabhängig, also nicht, wie so mancher „große“ Administrator, der gehorsame Diener einer habgierigen Aktiengesellschaft oder wie der sogenannte „kleine“ selbständige Pflanzler ein Spielball seiner Geldschleifer, in steter Gefahr, bei „schlechten Preisen“ von einer skrupellosen, mächtigen „Maatschappij“ verschluckt zu werden.

Aber trotzdem war Giovanni durchaus nicht etwa zufrieden oder gar gutgelaunt; denn er litt, abgesehen von den üblichen Beschwerden, die für einen Sumatrapflanzler unvermeidliche Klimazugaben sind und die er im Hospital in der gesunden Luft Benangs im Begriff war wegzukurieren, noch unter jener galligen Stimmung, wie sie ein leichter Anflug von Tropenfieber, verbunden mit Leber- und Magenbeschwerden, mit sich zu bringen pflegt. Giovanni war daher mit seinem aufgereg-

nervösen Benehmen, seiner steten Mangellichkeit und ewigen Bereitschaft, mit der Bedienung, den Beamten des Hospitals und, wer ihm sonst noch die Verantwortlichkeit für all die vielen im Orient üblichen Mängel und Unpünktlichkeiten zu tragen schien, einen Streit vom Zaun zu brechen, nicht gerade ein angenehmer Gesellschafter, und ich war als sein Zimmernachbar immer froh, wenn ich die lange hagere Gestalt im langen Bambusruhestuhl auf der Veranda ausgestreckt sah, um sich dem für den ausgemergelten Körper so notwendigen Dolce far niente hinzugeben. Leider dauerte aber diese Ruhe gewöhnlich nicht lange, trotzdem ich mir, der ich selbst noch stark an den Nachwehen einer langen und schweren Malaria-Erkrankung litt, alle Mühe gab, Giovanni durch harmlose Unterhaltung zu zerstreuen und besonders von der unaufhörlichen Sorge abzu ziehen, die ihn mit Bezug auf seine gänzlich ungefährlichen Unternehmungen peinigte. So lagen wir etwa eine Woche als Halbpatienten herum, machten wohl auch einen kleinen Spaziergang in die schattigen Alleen der Vorstadt, die sich rings um das Hospital hinzogen, und setzten dabei fest, daß wir die bevorstehende Reise in die Heimat zusammen auf einem Schiff des Oesterreichischen Lloyd unternehmen wollten, da Giovanni einerseits vom Anknüpfshafen Triest die bequemste Verbindung nach Venedig hatte, in dessen Nähe er wohnte, und andererseits er auch überhaupt ein Schiff wünschte, auf dem italienisch gesprochen wurde, da er keine andere europäische Sprache beherrschte, infolge dessen z. B. auch unsere Unterhaltung immer in dem den Sumatrapflanzen so geläufigen Malaiisch erfolgte.

Von einem dieser Ausgänge brachte Giovanni neben andern Sachen und Säckelchen, die wir für unsere Angehörigen einhandeln wollten, eine unscheinbare Pflanze in chinesischem Blumentopf mit, ein sogenanntes japanisches Moos. Diese merkwürdigen kleinen Gewächse werden von Japanern und Chinesen geschätzt, weil sie absolut ohne Feuchtigkeit vegetieren können und nichts brauchen als etwas trockenen Sand, um ihre dürftigen Würzelchen darein zu verankern. Ein solches Moos bietet aber lediglich botanisches Interesse, zu sehen ist gar nichts Besonderes daran, und ich konnte daher eine geringe Bemerkung über diese Acquisition nicht unterdrücken, namentlich im Hinblick auf ihre Bestimmung als Geschenk im blüten- und farbenreichen Italien. Aber wie bei allen krankhaft nervösen Leuten wirkte meine negative Anerkennung bei Giovanni nur als Sporn, das armelige Mösklein mit einem um so größeren Nimbus zu umgeben. Er stellte es neben sein Bett, bewachte es mit Argosaugen und schärfte der chinesischen und indischen Dienerschaft unter Androhung der ausgefuchtesten Mißhandlungen ein, den „Blumentopf“ unter keinen Umständen zu berühren. Daß die bezopften und beturbanteten Schlingel hinter dem Rücken des erzenrischen „Kranken“ über ihn und sein Moos grinsten, sah er nicht. Und nun begann unser Giovanni, der sich früher um alles bekümmerte, was um ihn her vorging, ausschließlich für sein Moos zu leben. Er hatte darin den Gegenstand gefunden, um den er sich unausgesetzt ängstigen konnte, und das war ihm Bedürfnis. Als wir einige Tage später an Bord der „Medusa“ gingen, trug er das Moos eigenhändig bis in seine Kabine und versicherte dort den kostbaren Topf auf einem Gestell sorgfältig gegen die kommenden Schwankungen des Schiffes. Dem Steward schärfte er sofort auf das strengste ein, dafür zu sorgen, daß sich kein dienender Geist an dem Gewächs vergreife, und ich glaube, er nahm sich vor, für den Fall eines Schiffbruches in erster Linie sein Moos zu retten.

„Doch mit des Geschickes Mächten u. s. w.“, das sollte auch mein guter Giovanni erfahren. Wir fuhren beim schönsten Wetter in den indischen Ozean hinein, und die wenigen Passagiere, die das große Schiff auf dieser Fahrt beherbergte — es war September, eine Zeit, in der Europa wegen des herannahenden Winters von den Tropenbewohnern nur in zwingenden Fällen besucht zu werden pflegt — fingen bereits an, sich in der fröhlichen Seeluft und der leichten angenehmen Brise zu erholen und ihren Appetit und Humor wiederzufinden, die beide unter der glühenden Sonne des Äquators beträchtlich gelitten hatten. Wir lagen rauchend und schwägend nach dem reichlichen Lunch auf dem schattigen Oberdeck in unsern langen Schiffstühlen und erfreuten uns unserer wohlverdienten Mühe; nur Giovanni fehlte, da er sich wegen seiner sprachlichen Unbehilflichkeit fast ganz auf den Umgang mit den italienisch sprechenden Schiffsoffizieren beschränkte. Da touchte auf einmal, als wir, durch einen heftigen Wortwechsel im Speiseaal unter uns aufmerksam ge-

macht, nach hinten blickten, seine hagere Don Quixote-Figur mit dem braunen Mäuber Gesicht auf der Decktreppe auf. Flammenden Auges schimpfte er noch während des Heraufkommens mit italienischer Geläufigkeit hinter sich und rief mir hochend vor Entrüstung auf Malaiisch zu, ich solle mir die bodenlose Gemeinheit des Unterstewards vorstellen, der Kerl habe sein Moos, sein wasserloses, von Luft und trockenem Sand lebendes Moos, ruchloserweise mit Wasser begossen und damit den Rekord gebrochen, den dieses Moos nach der Versicherung des früheren Eigentümers durch jahrelange Wasserlosigkeit als wasserfreie Pflanze geschaffen habe! Mit Mühe beruhigte ich den aufgeregten Menschen und begab mich mit ihm an den Ort des Unheils, indem ich damit zugleich den neugierigen Fragen meiner Reisegefährten auswich, die kein Malaiisch verstanden und glauben mußten, es handle sich um eine ernsthafte und bedenkliche Sache; denn sich derart seinen Impulsen hinzugeben, wie Giovanni soeben getan hatte, war und ist in Ostasien bei Europäern in Gegenwart Fremder durchaus nicht Sitte. In seiner Kabine zeigte mir Giovanni den ganz von Wasser überfluteten Sandtopf, in welchem sein unschätzbares Mösklein vegetierte, und nichts schien er für den Urheber dieser Freveltat als Strafe genügend zu erachten. Vor der Tür der Kabine standen einer der Offiziere und der Schiffsarzt, mit denen Giovanni sofort wieder eine erregte Debatte begann. Es stellte sich heraus, daß der Gehülfe des Steward, ein wohlmeinender slovenischer Matrose, der nichts von der Eigentümlichkeit solcher Moosarten wußte, das Pflänzchen in seiner dummen Gutmütigkeit reichlich begossen hatte, da es ihm zu verschmachten schien, und durch Giovanni dabei ertappt, von diesem für seine Liebestat am Stragen gepackt, auf die unanständigste Weise aus der Kabine befördert und mit einer Flut von Vorwürfen überschüttet worden war. Der Delinquent stand noch ganz empört über die ihm widerfahrene Behandlung in der Nähe und schien den Offizieren die Sachlage erklärt und sich nebenbei gehörig beklagt zu haben. Die Herren schauten meinen rabiaten Giovanni ganz sonderbar an und hatten für alle seine Expectorationen nur mit nachsichtigem Lächeln gegebene beruhigende Lebensarten: sie hielten ihn offenbar für etwas übergeknippt. Giovanni aber versicherte ihnen, daß er dem ersten, der sich wieder an seinen Sachen unbefugterweise vergreifen sollte, kurzerhand den Stragen umdrehen werde.

In den nächsten Tagen wurde ich vielfach von den Offizieren und Reisenden über meinen Freund befragt, der in stillem Grimm herumging. Ich versuchte den Herren klarzumachen, was Tropenkolter sei, fand aber nur bei dem lebenswürdigen Schiffsarzt, einem Polen, Verständnis dafür. Die andern erklärten Giovanni für verrückt und würden ihm ohne Zweifel durch Spott und Sticheleien, die an Bord eines Schiffes unter Ueberheuern sehr zu blühen pflegen, sein Leben sauer genug gemacht haben, wenn sie sein wütendes Gesicht nicht abgeschreckt hätte. So ging man meinem armen Freund nur möglichst aus dem Weg.

Vor Ceylon angekommen, fühlte sich Giovanni körperlich wieder schlechter, und als wir im Hafen von Colombo mehrere Tage vor Anker liegen mußten — denn unser Schiff hatte Ladung nach Bombay und Kurratschi einzunehmen, und dem Oesterreichischen Lloyd preßiert es, nebenbei gesagt, ebenso wenig wie dem Landsturm — brach er vollends unter der drückenden, von keinem Luftzug gemilderten Hitze zusammen und legte sich in seine Koje, es hartnäckig ablehnend, mit mir zu guten Bekannten an Land zu gehen und in Benutzung der entgegenkommend angebotenen Gastfreundschaft die Abfahrt des Dampfers unter den Palmen am südlichen Strande zu erwarten. Diesem Eigensinn dachte ich aber meinen Landaufenthalt nicht zu opfern, und so überließ ich ihn dem seinem Schicksal, dem Steward noch besonders einschärfend, für ihn zu sorgen und seiner Marotte betreffend das dumme Moos Rücksicht zu tragen.

Nach einigen genußreichen Tagen an Bord zurückkehrend, fand ich Giovanni im gleichen Zustand des dumpfen Brütens, in dem ich ihn verlassen. Seine rastlosen Augen aber kehrten, wie ich sehr wohl bemerkte, immer und immer wieder zu seinem in der schwülen Hitze längst wieder gänzlich ausgetrockneten Moostopf zurück. Die fixe Vorstellung, daß diesem beständig Gefahr drohe, schien sich also noch verdichtet zu haben, und ich sah mit Besorgnis auf den zukünftigen Verlauf der Reise. Aber nichts geschah bis nach Bombay; Giovanni freilich blieb marode und mürrisch, wies die Besuche der andern schroff ab

und ließ sich nur von mir diesen oder jenen kleinen Dienst erweisen. Wir hatten schon in Ceylon von dem Umsichgreifen der Pest in Bombay gehört und waren begierig zu wissen, ob wir in Verührung mit der Stadt kommen und dann in Europa genötigt sein würden, Quarantäne zu halten. Aber unsere Befürchtungen waren grundlos. Im Hafen angelangt, erhielt unser Kapitän die Ordre, die Passagiere ungesäumt auf das große Schwesterschiff, die „Imperatrix“, zu schaffen, die soeben erst aus Europa eingelaufen war. Die „Medusa“, die vielfache Handelsbeziehungen zu pflegen hatte, sollte vorläufig in den verseuchten indischen Stationen verbleiben.

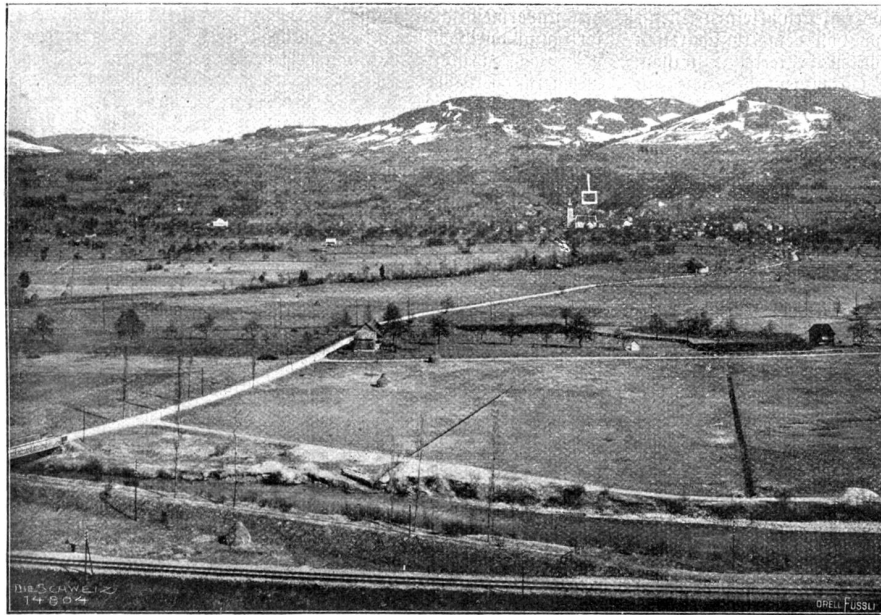
So hatten wir kaum Zeit, einen Blick auf die wundervoll an einer prachtvollen Bai gelegene Stadt mit ihren vielen Türmen und Minarets, den großartigen Gebäuden und der malerischen Umgebung zu werfen und uns darüber zu wundern, daß man dem herrlichen Landschaftsbild mit dem wimmelnden Hafenverkehr äußerlich so gar nichts von der furchtbaren Heimlichung ansehen konnte, welche die Stadt erbuldete. Uns von dem interessanten Schauspiel losreisend, mußten wir Hals über Kopf unsere Siebenstachen zusammenpacken, um den Dampfkutter zu besteigen, der bereits langseits lag und uns zur „Imperatrix“ hinüberbringen sollte. Ueberseer sind nun zwar gewöhnlich schnell mit Packen fertig; aber da ich mich meines kranken Freundes annehmen mußte, waren wir zwei die letzten, welche die „Medusa“ verließen, nachdem die ungeduldigen Offiziere schon alle paar Minuten einen zur Eile mahnenden Steward geschickt und damit das entzündliche Temperament Giovanni glücklich aufs höchste alteriert hatten. Im Begriff, von mir unterstützt von der schwankenden Schiffstreppe aus den Kutter zu besteigen, wobei er in einem Arm krampfhaft seinen Moostopf hielt, den ich ihm nicht hatte abshawagen können, tat Giovanni einen Fehltritt und stieß so heftig an eine der Stützstangen des Sonnensegels des Kutters, daß ihm das glatte Gefäß entglitt und mit einem Krach am Boden zershellte, Sand und Scherben über das Deck streuend. Einen Moment sah Giovanni sprachlos auf das geschehene Unglück; dann stürzte er sich mit einem wilden Fluch auf das hilflos daliegende entwurzelte Pflänzchen, packte es mit einer Hand voll Sand in seine Mütze und sah wortlos vor Grimm an seinem Platz, ohne die belebte und unvergleichliche Szene um uns her eines Blickes zu würdigen, bis wir glücklich an Bord unseres neuen Schiffes wieder untergebracht waren. Dort befahl Giovanni dem Steward, auf der Stelle ein Ersatzgefäß für sein Moos herbeizuschaffen, und bezugnete sich schließlich in Ermanglung eines bessern zähneknirschend, mit einem mehr als ordinären alten Topf vorlieb zu nehmen, der aus dem Ballast mit Ruzstand gefüllt wurde.

Dieser ernsthafte Unglücksfall mit dem mir nachgerade fürchterlich werdenden Moos hatte auf Giovanni's Zustand offenbar eine verhängnisvolle Wirkung ausgeübt; denn er begab sich sofort zu Bett und erklärte, bis Triest nicht mehr aufstehen zu wollen. Seinen Topf installierte er wieder an geschicktem Platz, und ich selbst sorgte dafür, daß die Dienerschaft über das Wesen und die Existenzberechtigung dieser hervorragenden japanischen Pflanze derart aufgeklärt wurde, daß nichts passieren konnte. Im stillen wünschte ich das vermaledeite Moos zu allen Teufeln und hätte es ohne Strupel bei passender Gelegenheit vor die Haie geworfen, wenn ich nicht einen äußerst nachteiligen Einfluß auf das schon an sich grenzenlos verbitterte Gemüt meines Freundes von einer solchen Handlung hätte erwarten müssen. Inzwischen widmete ich ihm soviel von meiner Zeit, als er selbst wünschte, was nicht allzubiel war; denn er wurde immer verschlossener und wies auch den hilfsbereiten Schiffsarzt mürrisch von sich. Dafür beschäftigte er sich im Bett täglich stundenlang mit dem Studium einer Art Tagebücher, die seine geschäftlichen Beziehungen zu enthalten schienen, und rechnete immer und immer wieder auf die verschiedensten Arten seine finanzielle Lage heraus, dabei den pessimistischen und, wie ich genau von seinen Bankiers in Benang wußte, unbegründetsten Befürchtungen Raum gebend. Seine Gesundheit wurde schlechter. Er nahm seine spärlichen Mahlzeiten im Bett, kam weder in Aken noch im Suezkanal an Deck, ausgenommen für kurze Minuten, als ich ihn halb dazu zwang, und wurde erst wieder etwas umgänglicher, als wir in Brindisi anlegten und bei zwar hellem schönem Wetter die kräftig-frischen Oktoberlüfte des Adriatischen Meeres mit Wärme einatmeten. Je näher wir nun der Heimat kamen, desto besser ging es mit Giovanni, und als wir vor dem schönen Triest vor Anker gingen, war er schon fix und fertig zur Landung,

den unvermeidlichen Topf im Arm und mit Ungebuld die Abfertigung durch die Sanitäts- und Zollbehörden erwartend.

Doch das sollte auch nicht so glatt von statten gehen. Schon die gesundheitliche Untersuchung war, da wir ja einen Pesthafen berührt hatten, eine sehr peinliche. Die Anwesenheit jedes einzelnen Individuums, das in Bombay noch an Bord gewesen, wurde nach den Schiffspapieren rigoros festgestellt, um die Verheimlichung eines etwa auf der Reise vorgekommenen Todesfalles zu verunmöglichen. Das geschah so, daß Passagiere und Besatzung nach Aufruf von einer Seite des Decks zwischen Wachposten nach der andern desfilieren mußten, und die groteske Erscheinung Giovanni's mit seinem Topf, den er keinen Augenblick von sich ließ, veranlaßte manche höhnische und spöttische Bemerkungen aus der Menge, die er durch giftige Gegenrede beantwortete, damit das allgemeine Gelächter herausfordernd und immer galliger werdend. Endlich war das Schiff nach Desinfizierung der Kleider und Wäsche aller Insassen, mit Rücksicht auf den tadellosen Gesundheitszustand der letztern und angesichts der Tatsache, daß keiner von uns in Bombay den Fuß an Land gesetzt hatte, für seuchenfrei erklärt, und nun trat nach der glücklich vermiedenen Skylla in Form einer Quarantäne die Charybdis in Gestalt der Zollbehörde in Funktion. Da hätte nun Vergil recht behalten, wo er sagt, daß in die eine hineinfällt, wer der andern entkommen will. Denn eine peniblere Visitation habe ich auf allen meinen Reisen wohl nirgends durchgemacht als bei dieser Landung in Triest. Aber auch das wurde schließlich — nicht zum geringsten Teil mit Hilfe von Baktschisch, die K. K. Oberzollverwaltung gerate darüber nicht in Zorn! — glücklich überwunden, und wir waren schon bereit, unsern bereits in den Booten verstaubten Gepäck nachzufolgen, als ein besonders dienstfertiger Zöllner plötzlich das verhängnisvolle Moos in Giovanni's Arm entdeckte und sofort ein eingehendes Gramen über Herkunft und Art der Pflanze begann, da wegen des Auftretens der Phylloxera im Lande jede Einfuhr grüner Gewächse, welche die Träger des Insekts sein könnten, streng verboten sei. Man denke sich die Wut des vor Ungebuld vergehenden Giovanni über das neue Hindernis! Aber umsonst beteuerte er, daß das Moos direkt aus Japan komme, wo man die böse Neblaus gar nicht kenne, umsonst hielt er gestikulierend und schreiend dem Zöllner den Topf unter die Nase, ihn zu einer genauen Inaugenscheinnahme und eventuell mikroskopischen Untersuchung auffordernd: nichts konnte die Männer des Gesetzes von der Unschuld des Moooses überzeugen, und sie nahmen es ihm schließlich tafächlich mit halber Gewalt ab, indem sie zugleich energisch zum Verlassen des Schiffes mahnten. So mußten wir wohl oder übel ohne den Topf an Land gehen, in welcher Verfassung Giovanni, läßt sich denken.

Wir nahmen, da wir einige Tage in Triest bleiben wollten, an der Piazza Grande Wohnung, und ich ging mit andern Passagieren, worunter einige mehr oder weniger tropenfollere Offiziere aus Deutsch-Ostafrika, welche seit Port Saïd unsere Reisegenossen gewesen waren, auf eine Rundreise in die Stadt. Giovanni hatte nur sein Gepäck abgelegt und war dann wieder davongestürzt, nach der Direktion des Desterreichischen Lloyd, wie er mir zurief. Ohne Zweifel wollte er gegen die ihm widerfahrne Behandlung protestieren. Wir ließen ihn gerne laufen; denn man konnte ja doch nichts mit ihm anfangen. Nach einem genutzreichen Tag, wobei die Wiederankunft in zivilisierten Gegenden mit manchem Trunk gefeiert wurde, saßen wir abends auf der hellerleuchteten Piazza und hörten dem Konzert und darauffolgenden Zapfenstreich der flotten ungarischen Militärkapelle zu. Es war zwar für uns Tropiker empfindlich kühl, zumal wir uns meist in noch recht unvollkommener europäischer Kostümierung befanden; aber wir überwandten das Frieren mannhafte, und da wir es wollten, amüsierten wir uns doch. Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als plötzlich Giovanni daherkam und mit ganz vergnügtem Gesicht bei uns Platz nahm! Die Erklärung war einfach. Giovanni hatte auf der Direktion des Lloyd solange die Beamten beschäftigt, bis, wie es schien, ein menschenfreundlicher Oberbeamter, der jedenfalls den Querulanten los sein wollte, angeordnet hatte, das sogenannte japanische Moos sei zu untersuchen und, wenn unschädlich befunden, freizugeben. Der untersuchende Beamte, mit dem Giovanni an Bord zurückging, wußte freilich beim Publikum des magern Gewächses nicht, ob er schimpfen oder lachen solle, und händigte es dem glücklichen Giovanni nach reglementarischer Desinfektion ohne weiteres aus mit der far-



Ricken-Tunnelbau. Geländeüberblick bei Kaltbrunn.
 † bezeichnet den südlichen Tunneleingang.

fastischen Bemerkung, daß eine etwaige Neblaus, wenn sie zu ihrem Unglück je auf diese Pflanze geraten sei, ohne Zweifel schon längst den Hungertod gefunden habe. Ich sollte also die Gesellschaft des Mooses noch weiter bis Venedig genießen, während meine neuen Bekannten froh waren, von Triest mit der Bahn bald nach Deutschland zu kommen.

Am nächsten Tag setzte, durch die scharfe Luft schon abends vorher angekündigt, eine tüchtige Bora ein. Mit Heulen und Pfeifen peitschte der schneidend kalte Wind die Fluten des Hafens über die Quaimauern; bald standen diese unter Wasser, und die jagenden dunkelgrauen Wolken, der lichtlose Himmel und der eisige, alles verschleiende Regen vollendeten das trostlose Bild. Wir, das heißt Giovanni und ich, verbrachten unsere Zeit teils im Bett, teils am lodernden Kaminfeuer und beschloßen, den am nächsten Morgen nach Venedig abgehenden Dampfer zu benutzen. Als wir in der grauen, nebelhaften Morgenfrühe an den Hafen hinuntergingen, fanden wir, daß man das unmittelbar an der Quaimauer liegende, hochragende Schiff nur vermittlest einer langen, schrägen Brücke erreichen konnte, die über den überschwemmten Hafensrand führte. Das Wetter war abscheulich; ein strömender, windgepeitschter Regen setzte ein, und wir waren froh, in dem Gedränge noch verhältnismäßig ohne Schaden hinaufzugelangen. Giovanni freilich mußte, um seinen Topf nicht fahren zu lassen, dafür seinen Hut ins Wasser wehen sehen; aber es waren glücklicherweise ein paar Lazzaroni da, welche diese und andere Kopfbedeckungen gern und eifrig herausfischten und gegen einige Münzen zurückbrachten. Das Schiff war ein alter, nicht sehr reinlicher Kasten, dessen geschlossener „Salon“ sich in kürzester Frist mit einer nach nassen Kleidern riechenden, bunten Gesellschaft vollständig anfüllte. Die Gesellschaft sollte bald noch unangenehmer werden, als sie es schon durch das Drängen und Stoßen war; denn kaum waren wir aus dem Hafen, so fing der Kasten vor den daherstürmenden, von der wütenden Bora gejagten Wellen derart zu schlingern an, daß innerhalb weniger Minuten der größte Teil der Reisen-

den, worunter augenscheinlich viele Touristen aus dem Norden, die in Triest den milden Süden gesucht hatten und vor der Bora Reißhaus nahmen, rettungslos seekrank wurden. Die nun folgenden Szenen in dem überfüllten Schiff spotten jeder Beschreibung. Ich wenigstens sah mich veranlaßt, vor dem Chaos an dem ganz verlassenen Büfett Zuflucht zu suchen, wo ich mir einen starken Brandy mit Soda zu Gemüt führte, während der äußerst nüchterne und sparsame Giovanni — wir wurden beide nie seekrank — unbewegt, seinen geliebten Topf fest umschlingend, in dem Trubel saß und stoisch ergeben das Ende dieser Heimjuchung abwartete. Der sonst so leicht aus dem Konzept gebrachte Mensch schien sich zu seinen aufgelösten Mitreisenden an diesem Platz in einem eigentümlichen Gegensatz zu befinden. Vielleicht war es die auf dem menschlichen Widerpruchsgeist basierende Stimmung, die uns so oft in Gesellschaft aufgeregter Menschen ergreift, vielleicht auch die Freude

darüber, sein japanisches Moos — ich bemerkte, daß er die Zeit in Triest benutzt hatte, den gemeinen Schiffstopf durch einen schönen bunten Blumentopf zu ersetzen — glücklich durch so viele Fahrnisse gelotst zu haben und endlich dem Hafen der Ruhe nahe und seiner sicher zu sein.

Ich hätte es ihm wirklich gegönnt; aber es kam leider anders! Zwar das Wetter wurde in der Nähe der venezianischen Küste besser, und die Zollpladereien, die wir angesichts des Plages und Doms von San Marco nochmals über uns ergehen lassen mußten, wurden glücklich überwunden, da Giovanni, von Triest her gewisigt, seinen Spariankeitsinn mannhaft besiegte und seinen biedern schutzöllnerischen Landsteuten einige Silberlinge opferte. Auch vor der Neblaus schien man sich hier nicht zu fürchten, da das unschuldig verdächtige Moos doch in Triest hatte passieren dürfen. Und die Gondolieri waren so freundlich, installierten Giovanni und mich mit unsern Sachen und Deckstühlen so bequem in ihrer geräumigen, kohlschwarzen Gondel mit dem gerechten sonderbaren Schnabel und Schwanz und fuhren mit uns so geschickt und lautlos durch das Gewimmel, an den stolzen düstern Palästen vorbei und hinein in den Canal Grande, daß ich das selbstbewußte Lächeln Giovanni's, wie er, sein Moos neben sich, so zufrieden auf der gepolsterten Bank saß, ganz gut überlesen konnte. Es hieß: „Siehst du, so haben wir es in Italien!“ Und da kam das Verhängnis, das sich immer einzustellen scheint, wenn wir uns am sichersten fühlen. Angesichts des Ponte di Rialto wollten unsere Gondolieri in einen engen Seitenkanal einfahren, da kam uns eine andere Gondel entgegen, der Steuermann hinter uns warf das Fahrzeug herum, wir bekamen einen unsanften Ruck und hörten plötzlich ein leichtes Platschen... Das japanische Moos war ins Wasser gefallen und verschwand in den Tiefen des Kanals!

— Der Rest ist Schweigen, ich flüchtete mich durch den Gotthard nach Hause — — —

Der Ricken-Tunnel.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Während in der Westschweiz das größte Unternehmen auf dem Gebiet des Eisenbahnbaues nach mancherlei Hindernissen seiner Vollendung entgegengeht, hat man in der Ost-

schweiz schon wieder mit der Durchbohrung eines weitem gewaltigen Bergmassivs begonnen, und nach viereinhalb Jahren soll ein neuer Riesentunnel, der drittgrößte unseres Landes,